

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 19 (1963)
Heft: 3

Rubrik: Dies und das

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der internationalen lautschriftzeichen. Aber eine anhäufung von weit über 100 000 stichwörtern (mit zahllosen ableitungsformen, deren aussprache neben dem grundwort kaum probleme stellen dürfte) ist für einen aussprachehelfer entschieden des guten zu viel.

Keinesfalls missen möchte man eine maßvolle einbeziehung der bei uns heimischen kultursprachen durch hinweise auf ihre lautungseigenheiten und, im zweiten teil, aufnahme von ausdrücken und namen. (Ob wohl der rundfunk daraus nutzen ziehen und uns in zukunft mit unkorrekten spaniern namens Miguel Quesada, Carcia, Hernández usw. verschonen wird?) Wem aber haben lautlehren von nicht weniger als 26, zum teil uns völlig fernliegenden sprachen wie hindustani, indonesisch, serbokroatisch etwas zu sagen? Welchen wert hat die weitgehende berücksichtigung von 6 zusätzlichen exotischen idiomem bei den stichwörtern? Wer unter uns gewöhnlichen sterblichen wird, um nur ganz wahllos ein paar beispiele herauszugreifen, je im leben von „Rangarvallasysla“ (isländisch) hören, geschweige denn, in die lage geraten, es vorbildlich in den mund nehmen zu müssen? Oder „Nuwara Eliya“ (singhalesisch)? Das russische „Dmitrievskij Sobor“ beansprucht mit zwei leicht verschiedenen schreibweisen gleich 5 der überlasteten spaltenzeilen.

Sollte man doch einmal dem einen oder andern der so ausgefallenen, oft unaussprechlichen wörter begegnen, wäre es wohl richtiger, ein konversationslexikon zu rat zu ziehen (sofern es dort überhaupt aufnahme gefunden), denn eine aufklärung über sinn und bedeutung dürfte bei ihnen in der regel von größerem interesse und nutzen sein als die belehrung, wie nun jeder vokal zu tönen, welche silbe korrekterweise den akzent zu tragen hat. In dieser reinen, dem deutschen sprachbereich und weiterhin deutsch lernenden ausländern zgedachten aussprachelehre beeinträchtigen so seltene und weit hergeholt begriffe, besonders in der erdrückenden überzahl den uns bekannten, gängigen gegenüber (grob geschätzt wohl mindestens 10:1), die übersicht über das uns wesentliche ganz empfindlich; und überdies gestalten sie den band mit 827 seiten dickleibig, unhandlich — und leider für leichtere börsen schwerer erschwinglich.

Doch das sind einzelheiten, einwände, die dem werk als ganzes gesehen in keiner weise nahetreten sollen und dürfen. Auch ist dem Duden-Verlag das zusätzliche, nicht hoch genug einzuschätzende verdienst nicht zu vergessen, daß er sich wie bisher für die rechtschreibung mit dem ganzen gewicht seines namens und anschens jetzt für die vernachlässigte „rechtsprechung“ einsetzt. Das standardwerk von Siebs verfolgt wohl zielbewußt seinen weg — bereits ist wieder eine neuauflage, die 19., in vorbereitung —, doch leider in verhältnismäßig engem kreis von vornehmlich dem fach nahestehenden. Möge jetzt diesem „Duden“ im weiten kreis der Dudenanhänger und -gefolgschaft der gleiche erfolg, die selbe nachachtung werden wie seinen ältern geschwistern, zu nutz und frommen unserer sprachkultur und unseres sprechgewissens!

Armin Ziegler

Dies und das

Unfall mit Wenfall

In einer Würdigung des Stücks „Die Dame mit der Brille“, das am Silvester in Zürich uraufgeführt worden ist, heißt es: „Auf die Frage, was ich noch

schwächer fände als diese Silvester-Premiere, müßte ich antworten: „Ihr dritter Akt.“

Das ist selbstverständlich niederschmetternd. Aber muß der Rezensent, auch wenn ihm das Stück ganz und gar nicht gefallen hat, so antworten? Keine Spur! Vielmehr: er *darf* gar nicht so antworten, sondern er müßte sagen, noch schwächer finde er: „Ihren dritten Akt.“

Der helvetische Kampf mit dem Wenfall, der auch Akkusativ oder „Anklagefall“ heißt und tatsächlich Grund zum Klagen gibt, ist nicht ganz so alt wie die Eidgenossenschaft, hat aber doch Jahrzehnte auf dem Buckel. Es hagelt namentlich dann Unfälle, wenn's beim Schreiben pressiert, und der aufmerksame Zeitungsleser wird fast täglich auf entsprechende Schnitzer stoßen, hoffentlich ohne deswegen gleich ausgiebig zu lamentieren. Denn es ist schon so: wir sprechen normalerweise Mundart, und dort heißt es sowohl „das isch min chliine Brüeder“ als auch „ich sueche min chliine Brüeder“.

Auf einem Lebkuchenherz steht: „Aus einem flatterhaften Falter gibt's doch noch ein guter Alter.“ Es wäre so einfach gewesen: „Wird doch noch ein guter Alter.“ Einem Inserat entnehme ich: „Jener Herr, welcher am letzten Sonntag am Maskenball im ‚Löwen‘ ein hellgrauer Regenmantel ‚Cardinal‘ mitgenommen hat, wird gebeten, sich . . .“ „Ja, wird gebeten, sich mit dem Duden in Verbindung zu setzen und sich bestätigen zu lassen, daß der Mantelsucher Wer- und Wenfall verwechselt. „Ist es doch nicht leicht, ein hundertprozentig echter englischer Krimi in ein ebenso hundertprozentig echtes Dialektstück umzuwandeln.“ Gewiß nicht, obwohl der Wenfall im Dialektstück wegfallen würde.

Ein Wort von höherer Warte über den Schriftsteller und Royalistenführer Charles Maurras: „Während der Haft soll er einige Werke unter Pseudonym herausgegeben haben, so eine Studie über Sokrates, einige böse Glossen gegen Paul Claudel und André Gide und ein politischer Polizeiroman.“ Ei ei ei! Und zum guten Schluß klagt eine Witwe: „Ich habe doch, als Alleinstehende, mein lieber Dackel in meiner Einsamkeit so nötig.“

Und wie die Alleinstehende *der* Dackel, der „Löwen“-Gast *der* Mantel und ich nach den vielen Feiertagen *der* Vorschuß, so hätte auch manches Satzobjekt dringend *der* Wenfall, pardon *den* Wenfall nötig.

Fritz Herdi im „Tages-Anzeiger“

Ein Brief aus dem Elsaß

Ein elsässischer Vater berichtete anfangs November 1962: „Zu Beginn des Schuljahres diesen Herbst brachte mein 12jähriger Sohn den üblichen Zettel, ob der Vater für seinen Sohn die Erteilung des Deutsch-Unterrichts beantrage. Ich füllte den Zettel im Sinne des Antrages auf Erteilung des Deutsch-Unterrichts aus. In meiner Abwesenheit nimmt meine Frau einen Telefonanruf ab. Es meldet sich der Directeur d'école. Er müsse die Eltern darauf aufmerksam machen, daß außer ihnen nur noch ein Schüler den Antrag gestellt hätte; sie sollten nicht darauf bestehen. Da mir die Frau nach meiner Heimkehr dies berichtete, rief ich telefonisch den Directeur an, um ihm mitzuteilen, daß ich nur von meinem Vaterrecht Gebrauch gemacht habe und nach wie vor auf dem Deutsch-Unterricht bestehe. Da sagte der: „Achtung! die Sache hier im Elsaß hat einen politischen Aspekt. Hinter dieser Forderung stehe nämlich der Autonomismus!“

So weit der elsässische Vater. Er bat aber, davon keinen Gebrauch zu machen, da er sonst Schikanen zu befürchten habe! Wo bleiben in diesem Ort die früheren 80% Eltern, die den Deutsch-Unterricht verlangten? Schikanen — Land der Angst!

Und ein weiterer Bericht: „Die hiesige Directrice de l'école des filles, eine Ordensschwester, wurde mit den Palmes académiques ausgezeichnet. Letzthin hörte ich zwei Kinder, Schwester und Bruder, auf der Straße französisch reden (ein Elternteil ist deutscher Abstammung). Ich interpellierte, ob sie denn nicht mehr Elsässerdeutsch reden können? Doch, aber die Schwester habe ihnen eingeschärft, sie müßten auch draußen und zu Hause französisch sprechen. — Hat dies vielleicht auch etwas zur Auszeichnung der betreffenden Schwester durch die Schulbehörde beigetragen?“

Wer weiß, was Makla bedeutet?

Maturklasse? Maschinenklavier? Massenklage? Matronenklatsch? Marathonklarinette? Marionettenklausur? — Alles falsch!

Wenn eine Kuh plötzlich weniger Milch gibt, nicht mehr fressen will, einen sperrigen Gang annimmt, einen unreinen Nasenspiegel hat und mit der Zunge schmatzt, ist das unverzüglich dem Kreistierarzt oder der Polizei zu melden, denn... — Aber ich brauche nicht weiterzufahren. Sie wissen jetzt: Makla heißt: Maul- und Klauenseuche.

Finden Sie diese Abkürzung intelligent? Ich auch nicht. Es stand da in einer Berner Zeitung: „Die Gründe des Auftretens der Makla in Bern sind bis jetzt unbekannt“, aber es dürften sich leicht Gründe finden lassen, wenigstens für das Auftreten des Wortes. Etwa die Faulheit des Schreibers, dem „Maul- und Klauenseuche“ zu lang war, oder ein läppischer Nachahmungstrieb, inspiriert durch HAFRABA, MUBA, MOWO und all die andern phlegmatologischen Ausgebirten.

Oder hatte der Abkürzer etwa die edle Absicht, dem Berner entgegenzukommen, von dem man ja weiß, daß er nicht gern viele Worte macht? Dann hätte er sich die Mühe ersparen können. Der Volksmund ist nicht auf journalistische Geburtshilfe angewiesen. Die Bauern haben ihre Abkürzung für „Muul- u Chlauesüch“ längst schon geprägt; sie sagen: „d Süüch“. Das ist ebenso kurz wie Makla, und bedeutend verständlicher.

Bis heute haben wir im Bernbiet unsere Muttersprache noch verhältnismäßig sauber bewahren können, im Gegensatz zu andern Gegenden, wo man Ausdrücke wie „job“ und „park-and-ride“ schon nicht mehr als blöd empfindet, und es wäre zu wünschen, daß unsere Presse unsere gar nicht etwa superheimatschützerischen, sondern ganz einfach gesunden Bestrebungen unterstützte.

Gerade jetzt, da die Freizeit immer länger zu werden droht, sollten wir eigentlich keinen Grund haben, durch Abkürzungen in der gesprochenen und geschriebenen Sprache Mund und Hand zu schonen. Oder leiden etwa auch wir schon an einer neuen Art von Makla? „Nebelspalter“

Merkwürdiges Vorgehen der Erziehungsdirektoren-Konferenz

Im Jahre 1962 haben sich der Deutschschweizerische Sprachverein, der Arbeitsausschuß der Schweizer Korrektoren, der Schweizerische Lehrerverein, der Katholische Lehrerverein der Schweiz, der Verein schweizerischer Gymnasiallehrer und der „bund für vereinfachte rechtschreibung“ in einer Eingabe an die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren gewandt mit der Anregung, es sei ein Ausschuß einzuberufen, in dem Sprachwissenschaft, Lehrerschaft, Buchgewerbe, Sprachvereine, Schriftsteller usw. vertreten wären, um die „Wiesbadener Empfehlungen“ auch bei uns zu prüfen. Aufgabe dieser Kommission wäre es gewesen, die Stellung der Schweiz zur Rechtschreibreform

vorzubereiten, denn im Herbst dieses Jahres soll in Wien eine *Orthographiekonferenz der deutschsprachigen Länder* stattfinden.

Die Erziehungsdirektorenkonferenz geruhte nun nicht, auf diese Eingabe zu antworten, sondern die maßgebenden Leute hielten es für wohlerzogen und für geraten, sich in Schweigen zu hüllen und aus eigener Machtvollkommenheit einen Fachausschuß ins Leben zu rufen. Diesem Fachausschuß nun gehören Persönlichkeiten an, die wir sehr schätzen; aber jeder, der sich mit der Rechtschreibreform beschäftigt, sieht auf den ersten Blick, daß man diese Kommission nicht leicht noch einseitiger hätte zusammensetzen können. Die Gunst und Gnade der Schweizer Erziehungsdirektoren ist auf die prominentesten Gegner der Rechtschreibreform gefallen, wogegen die andere Seite ungenügend vertreten ist.

Dieses Vorgehen der Erziehungsdirektoren ist nicht nur merkwürdig und ungehörig, sondern auch unklug. Wie soll die Kommission das Vertrauen der interessierten Mitbürger (Lehrer, Geschäftsleute usw.) gewinnen können, wenn man ihr vorwerfen muß und kann, sie sei unter Umgehung der demokratischen Spielregeln zusammengesetzt worden?

Möglicherweise kann der Fehler, der hier begangen worden ist, wieder gutgemacht werden. Denn der Zeitung war zu entnehmen, daß diesen Sommer eine Konferenz aller interessierten Verbände stattfinden solle, damit die Stellungnahme der Schweizer Abgeordneten festgelegt werden könne. Es ist zu hoffen, daß nicht einfach die Kommission der Erziehungsdirektoren-Konferenz nach Wien geschickt wird, sondern daß man hier doch noch einige Korrekturen anbringt.

Wer gründet endlich die IVEA?

Einer schweizerischen Großbank wurde es vor ein paar Jahren offensichtlich zu dumm. Sie gab ein schlichtes Heft heraus mit dem bescheidenen Titel „Abkürzungen“. Was auf wirtschaftlichem Gebiet die Bezeichnungen EWG und EFTA oder OeCD bedeuten, was im Bereiche der Zivilluftfahrt IATA und ICAO sind, das dürfte dem normalen Mitteleuropäer ebenso in den Gehirnzellen stecken, daß er jederzeit weiß, worum es sich handelt, wie etwa dem biedereren Eidgenossen die Buchstaben SBB und PTT vertraut sind. Es sind integrierende Bestandteile einer vermeintlichen Bildung. Abkürzungen sind heute große Mode. Wir kannten schon längst solche Wortrestanzen wie etwa SUVAL, GSMBA, NHG usw. usw. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges drangen weitere mit Vehemenz aus dem englischen Sprachbereich zu uns. Es kamen Bezeichnungen wie UNO, UNESCO, UNRRA. Der Rattenschwanz verlängert sich ständig. Ein Ende derartiger Wortbildungen ist nicht abzusehen. Kaum wagt einer, auch nur zu fragen, was denn solche Dinge eigentlich bedeuten, denn niemand will sich eine Blöße geben. Lücken werden gerne verdeckt. Im Tram kann man ein Mädchen hören, das zum Hauptbahnhof fahren möchte und kurzerhand HB sagt, worauf der witzige Kondukteur entgegnet: „So, Sie wänd uf de Abee“ und reicht dem schon zu Zornesröte erglühten Girl das Billett, während die übrigen Trampassagiere schmunzeln.

Der Abkürzungsfimmel hat unseren Alltag ergriffen. Was würden wir sagen, wenn einer sich als Mitglied der IVEA vorstellt? Die IVEA ist großartig, sie veranstaltet Kongresse in Rom, Stockholm, Scheveningen. Da muß man dabei sein. Bald wird sie ein Abzeichen fürs Knopfloch an die Mitglieder abgeben, etwa wie der GC oder der UOV in Zürich. Aber die IVEA existiert noch nicht, doch ist ihre Gründung überfällig. Es handelt sich nämlich um die *Internationale Vereinigung zur Erforschung von Abkürzungen*, die zweifellos in kurzer Zeit eine gewaltige Schar von Mitgliedern zählen wird, wissenschaftliche Sach-

verständige ebenso wie solche, die im Wust der Abkürzungen gerne einmal Klarheit hätten. Die IVEA dürfte in der Lage sein, durch Herausgabe regelmäßiger Bulletins, wie das geschäftige Verbandssekretariate zu tun pflegen, ständig die neuesten Abkürzungen mit den nötigen Erklärungen zu publizieren. Schon nach kurzer Zeit wird es sich lohnen, diese Bulletins in Form eines Handbuches zusammenzufassen. Handbücher sind bekanntlich solche, bei deren Verwendung man beide Hände benötigt. In vorliegendem Fall dürfte es einen Bestseller geben. Denn so weit sind wir in unserer Zivilisation, daß wir nur noch in Stummelsprache reden und schreiben. Herrlich! Der sprachliche Ausdruck findet weltweit in der Abkürzungsmanie seine Vollendung, und deshalb ist eine IVEA bitter nötig. „Die Tat“, Zürich

Ein Lob der Artifizialität

In einer an sich achtenswerten Schrift ist zu lesen: „... ist die Ursache, daß sich an der Zirkularität der Mechanik, womit sich die Ode der Politik und ihrer Bewußtseinslagen erhält...“ Ein Glück, daß mir der schöne Ausdruck Zirkularität nicht entgangen ist, es würde mir, wenn auch vielleicht bloß unterbewußt, etwas Köstliches fehlen. Zu einem andern Buch denn! Da lese ich: „... zumal sich die Artifizialität von Roman zu Roman gesteigert hat.“ Es ist ein anderer Autor, der meinen Geist mit dem Ausdruck Artifizialität zu höheren Sphären heben will; und das gelingt ihm denn auch. Ein echter Schweizer ist, wie es in sämtlichen Nekrologen heißt, „*allem Künstlichen abhold*“, aber heimlich erlabet er sich an Artifizialitäten! Und zwar besonders, wenn sie spektakulär sind. Dieses *spektakulär* hat sich längst eingebürgert — das war vorauszusehen, denn Worte von solcher Häßlichkeit machen ihr Glück; es gibt einen Genius der Häßlichkeit, der seine schützenden ungewaschenen Hände über derlei Kropfzeug der Sprache hält. Diese Tatsache, ich stehe nicht an es hervorzuheben, ist signifikant. Kaum ein jüngerer deutscher Autor, der den Schaum der Neuen Welt schlägt, verzichtet auf dieses *signifikant*, namentlich wenn er theoretisiert und dabei Denkschärfe an den Tag legen möchte. *Bezeichnend* ist ein lausiges Wort, ist bloß deutsch, signifikant hingegen ist international. Gemeinsamer Markt, Europarat, NATO und Plato und es bezeichnet erst so eigentlich das Bezeichnen. Jede Epoche hat ihre Fremdwörter, unsere hat sich die mickrigsten erlesen; man kann sie ruhig leben lassen, sie sterben von selbst, denn sie sind merkwürdigerweise von schwächlicher Konstitution und haben eine Neigung, in die Schattenwelt einzugehen. Die Zirkularität bringt es mit sich, daß dann wieder andere von dorthier oder auch aus dem Leben auftauchen, um ihr kleines stinkendes Dasein zu fristen. „Tat“

Hochschule St. Gallen

(Zu Heft 6/1962, Seite 186)

In diesem Falle ergibt sich endlich die Möglichkeit, gegen eine beliebte, aber meines Erachtens falsche Konstruktion aufzutreten, nämlich das fügungslose Zusammenstoppeln eines Hauptwortes mit einem Ortsnamen: „Handelshochschule St. Gallen.“ Nein, die Stadt heißt St. Gallen, nicht die Hochschule. Schon Wustmann wettet gegen Zusammenstellungen wie Magistrat Ber-

lin, Universität Leipzig, Zirkus Renz, Edition Peters, Hauptpostamt Frankfurt. Allerdings haben sich die Zusammensetzungen mit Personennamen nunmehr endgültig durchgesetzt. Man kann kaum „Renzscher Zirkus“ vorschlagen. Aber Frankfurter Hauptpostamt oder Hauptpost in (von) Frankfurt wäre sicher heute noch richtiger. Kein Franzose würde auf das „de“ verzichten und einfach sagen: Université Paris.

Mein Vorschlag wäre also: St. Galler

Hochschule für... oder Hochschule für... in St. Gallen. Aber die erste Lösung gefällt mir besser, weil sich die Ortsbezeichnung auf die Hochschule und nicht auf die Sozialwissenschaften bezieht. *E. W. Longet*

Der Trostnehmer

Trostnehmer möge sein, wer sich gegen sprachliche Greuel wie den Verkehrstoten noch aufzulehnen vermag. Wenn wir, gewissermaßen als Statistiker, explorativ die Geburtsstätten solcher sprachlicher Mißgeburten zu ordnen beginnen, so werden wir die erstaunliche Entdeckung machen, daß das Wochenbett meistens in Ämtern liegt.

Hier ein Beispiel aus einer Basler Vorortsgemeinde, in der kürzlich in einer Urkunde eine Schenkung rechtsgültig gemacht worden ist. Die amtliche Publikation bedient sich der folgenden neuen Wortbildungen: Der Schenkende ist der Schenkgeber und der Beschenkte ist der „Schenknehmer“. Die logische Fortsetzung dürfte das „Schenk“ sein, was doch viel einfacher ist als das Geschenk. Das Amt wird so allmählich zur Schenke.

Das Bäumli soll daraus lernen, und wenn es fortan eine kleine Rheingäß-Schlägerei zu beurteilen haben wird, mögen die Herren Richter als kultivierte Menschen die Parteien als Trittegeber und Trittnehmer ansprechen. Im Falle von Schiffshavarien sprechen wir dann von Leckgeber und Lecknehmer. — Der Trost gegen solche Novitäten kann nur in einem befreienden, herzlichen Lachen bestehen, und als Prophylaxe dürfte die Anprangerung geeignet sein. Diese belehrt und erheitert, sie tröstet, und damit wird, wer so handelt — zum Trostgeber. *sb.*

Vereinfachte russische Orthographie

Die sowjetische Akademie der Wissenschaften trägt sich nach Moskauer Presseberichten mit der Absicht, die russische Orthographie zu vereinfachen.

Die 32 Buchstaben des kyrillischen Alphabets sollen beibehalten werden. Die Änderungen sind im Hinblick auf Schreibweise und Aussprache geplant. Beispielsweise werden viele russische Wörter mit einem „e“ geschrieben, das aber als „o“ (zum Beispiel Chruschtschew) gesprochen wird. Hier sieht die Reform eine Angleichung der Schreibweise an die Sprechweise vor, was von russischen Abschützern gewiß als Erleichterung empfunden würde. Nach der Revolution im Jahre 1917 hat es schon einmal eine gewisse Reform der kyrillischen Orthographie gegeben. Damals wurde auf das sogenannte „Härtezeichen“ bei männlichen Hauptwörtern mit Konsonantenendung und auf einige Buchstaben verzichtet, die für die lebendige Sprache nur noch als Ballast empfunden worden waren. *UPI*

Amtliche Buchstabenprozession

Zuerst glaubte ich, es handle sich um einen 1.-April-Scherz, aber das Wort stand wirklich in einem Ukas geschrieben, nämlich: „ausbildungskostenrückerstattungspflichtig“. (!) — Das sind 41 Buchstaben; im Telegramm würden sie für drei Wörter gelten.

Was ist Deutsch?

Ein Sprachlexikon schließt den Abschnitt über das Deutsche mit folgendem Satz: „Das Deutsche ist eine präponierend-flektierende, stark inkorporierende [oder polysynthetische] Sprache mit einem konstanten wurzelflektierenden und einem sich agglutinierenden Anteil.“ Und damit weiß jedermann, was Deutsch ist... *W. L.*

Umegää isch Gott lieb

Unter der Überschrift „Wird Schweizerisch in Deutschland Mode?“ bringt der „Sprachspiegel“ in seiner Januar/Februar-Nummer eine Glosse über die schweizerdeutsche Endung -li, abge-

druckt aus der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“. Die Verfasserin namens Ingrid Prieß tut, als ob ihr diese sprachliche Touristenmodertheit Spaß machte, aber der Ärger darüber kann den Spaß doch nicht ganz verdecken. Müsli, Tüchli, Zügli, Schöppli, Leckerli, Blümli usw. hießen die Souvenirs, die die Deutschen nach ihrer Schweizer Ferienreise auf der Zunge heimbrächten. Der ganze Aufwand an konstruiertem Witz geht darauf aus, alle die hochzunehmen, die diesem Sprachsüchtli verfallen. Dieses Süchtli droht offenbar draußen zu einer Landesgefahr zu werden, die auf Generationen hinaus die Hochsprache verseucht. „Man schweizert sich so durch“ heißt der Originaltitel des im „Sprachspiegel“ abgedruckten Beitrages! Eine prachtvolle Eingebung! Sie ruft bei dem Luzerner, der noch ein Sprachohr hat, nach einem Gegenstück. Wir meinen beim Lesen des Namens unserer Altstadtgasse zwischen dem gut schweizerdeutschen Zöpfli und dem Weinmarkt, *Metzgerainle* genannt. Nachdem in Hannover einmal der tiefsinnige Ausdruck „durchschweizern“ gefallen ist, denken wir von nun an jedesmal, wenn wir das besagte liebe Altstadtgäßchen begehen: „hier schwäbelt man sich durch“. Umegää isch Gott lieb.

„Luzerner Tagblatt“

Mißgeburt der Sprache

Der Vater war wahrscheinlich Statistiker und sicher ein grundständiger und argloser Mensch. Dennoch hat er eine abscheuliche Tat begangen. Er hat den *Verkehrstoten* ins Leben gerufen. Diese Mißgeburt der Sprache vermehrt sich zusehends. Sie taucht in Zeitungen wie in Büchern auf. Der Ausdruck ist nicht nur sprachlich falsch und unschön. Er ist symptomatisch für die sich immer mehr verbreitende und natürlich nicht zugegebene Neigung, in einem Menschen, der einem persönlich nicht bekannt ist, kein lebendiges, leidendes oder

sich freuendes Wesen, sondern nur noch ein Objekt zu sehen, bestenfalls geeignet für statistische Aufstellungen.

Gewiß, die meisten Statistiken, so die Untersuchungen über Zahl, Ursache, Folge von Unfällen, sind dazu bestimmt, die Menschen möglichst vor weiteren Unglücken zu bewahren. Doch was nützen alle gutgemeinten Maßnahmen, wenn der Mensch, dessen Leben sie beschützen sollen, inzwischen zum leblosen, blassen, unverbundlichen Abstraktum geworden ist? Der „Verkehrstote“ hat eine zahlreiche, ihm in ihrer Häßlichkeit ähnlich sehende Verwandtschaft. Der „Verkehrsteilnehmer“ ist sein Cousin, der in Deutschland geborene Normalverbraucher dürfte sein Onkel sein. Wir wollen mit der Aufzählung nicht weiterfahren, obwohl sich ganze Stamm-bäume dieser wie anderer unschöner Familien aufstellen ließen.

Bestimmt sind gewisse Begriffe für die Statistiker, die ja auf wenig Papier viel ausdrücken müssen, manchmal nicht mehr zu umgehen. Sie sollten sich jedoch nach unserer Meinung nur dort und sonst nirgends sehen lassen. Dafür könnten zum Beispiel die Lehrer sorgen. Wie wäre es, wenn sie alle ihre Schüler auf solch sprachliche Mißbildungen in Büchern und Gazetten aufmerksam machten, wenn sie die Kinder rot anstreichen ließen, was die Erwachsenen täglich mit der Sprache anstellen? Das könnte vielleicht auch von pädagogischem Nutzen sein. Es würde die Kritikklust der Jungen an den Alten auf ein Gebiet lenken, wo sie wirklich am Platze ist.

„St. Galler Tagblatt“

Das Ausland wundert sich

Warum gibt es in der Schweiz so viele Menschen, die in Zorn geraten, wenn man als Ausländer deutsch zu ihnen spricht? Versteht man bei Euch besser Englisch?

„SIZ“: J. N., Risskov, Dänemark